

te am Wasser; es roch vermodert, aber er war unglaublich durstig. Er wollte einen Schluck trinken, spuckte das Wasser jedoch sofort wieder aus. »Ungenießbar«, sagte er. »Schmeckt wie die Füße eines Toten.«

»Ich habe aber Durst!«, sagte Max.

Fred suchte die Lichtung mit Blicken ab, weil er Wasser zu entdecken hoffte, bevor Max wieder losheulte.

»Du kannst deine Haare auswringen«, sagte er dann. »Sie sind nass geregnet.« Er zog seinen dunklen Schopf in die Stirn und quetschte ein paar Tropfen auf seine Zunge. »Das ist besser als nichts.«

Max kaute kurz auf seinen Haaren herum, kniff dann die Augen zusammen und erklärte: »Ich fürchte mich.« Er sagte das nicht weinerlich, sondern ganz nüchtern. Das hörte sich noch schrecklicher an, als hätte er dabei geweint, fand Fred.

»Ich weiß«, sagte Lila liebevoll. »Das geht uns allen so, Maxi.« Sie ging zu ihrem Bruder und zog ihn an sich. Seine kleinen, knochigen Finger schlossen sich über einer Brandwunde um ihr Handgelenk, aber sie schob seine Hand nicht fort. Sie begann auf Portugiesisch in sein Ohr zu flüstern, leise, fast singend: ein Gute-Nacht-Lied. Beide zitterten leicht.

Fred schluckte. »Morgen früh sieht es bestimmt besser aus«, meinte er.

»Ach, ja?«, fragte Con bissig. »Meinst du wirklich?«

»Viel schlimmer kann es nicht werden«, erwiderte er. »Sobald es hell ist, überlegen wir uns, wie wir nach Hause kommen.«

Con sah ihn eindringlich an; ihr Blick war herausfordernd, und Fred erwiderte ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie hatte ein spitzes Kinn, spitze Wangenknochen und stechende Augen, insgesamt ein sehr kantiges Gesicht.

»Und was nun?«, fragte sie.

»Mama und Papa meinen ...«, begann Lila. Als sie ihre Eltern erwähnte, verzerrte sich ihr Gesicht, aber sie schluckte und fuhr fort: »Sie meinen, man braucht Schlaf, um nachzudenken. Wenn man erschöpft ist, macht man nur Dummheiten. Und unsere Eltern sind Wissenschaftler. Wir sollten also schlafen.«

Fred wurde bewusst, dass sein ganzer Körper schmerzte. »Na, gut. Schön. Schlafen wir.«

Er legte sich im nassen Gras auf die Seite. Seine Kleider waren klitschnass, aber die Luft war warm. Er schloss die Augen. Vielleicht, dachte er, würde er in seinem Bett im Internat aufwachen, neben sich seine schnarchenden Mitbewohner Jones und Scrase. Eine Ameise krabbelte über seine Wange.

»Sollten wir nicht besser wach bleiben?«, fragte Con. »Wenn wir eine Gehirnerschütterung haben, könnten wir sterben.«

»Wenn wir eine Gehirnerschütterung hätten, wäre uns sicher schwindelig«, meinte Lila.

Obwohl Fred schon halb eingedämmert war, horchte er in sich hinein, um herauszufinden, ob ihm schwindelig war. Die Welt schien sich in spiralförmigen Bewegungen von ihm zu entfernen.

»Gut, aber wenn wir morgen tot aufwachen, seid ihr beide schuld daran«, sagte Con.

Mit diesem aufmunternden Gedanken und dem Gefühl, zu fallen, immer tiefer zu fallen, so tief, dass er den Dschungel und die stickige Nachtluft vergaß, versank Fred im Schlaf.

## DIE HÜTTE



Die Hitze war erdrückend und er lebte noch. Das waren Freds erste Gedanken, als er die Augen öffnete und direkt in die brasilianische Sonne schaute. Er senkte den Blick instinktiv auf seine Armbanduhr, aber das Glas war gesprungen und der Minutenzeiger hatte sich gelöst.

Die zwei Mädchen schliefen neben ihm. Beide waren von Blut und Schorf bedeckt, atmeten aber ruhig. Con nuckelte am Daumen. Sie wurden von einem Schwarm leuchtend roter und blauer Libellen umtanzt, die vielleicht von dem Blut angelockt worden waren, dachte Fred.

Doch von dem kleinen Jungen keine Spur. Max war verschwunden.

»Max!«, flüsterte Fred und sprang auf. Er erhielt keine Antwort. Er hörte nur das Surren der Libellen.

Sein Herz schlug plötzlich schneller. »Max?«, rief er lauter. Lila bewegte sich im Schlaf.

Er rannte zum Rand der Lichtung. Immer noch keine Spur von dem Jungen.

»Max!«, brüllte er und sah sich hektisch um.

»Was denn?« Max hob den Kopf; er lag neben der stinkenden Pfütze, halb hinter Pflanzen verborgen, die wie Farne aussahen, und zog seine Finger durch das Wasser.

»Max!« Fred rannte zu ihm und zuckte zusammen, als sich eine Rippe mit einem stechenden Schmerz meldete. »Du hast doch nicht etwa das Wasser getrunken, oder?«

Max starrte Fred an, kniff dann die Augen zusammen und stieß einen Schrei aus, der seine runden Kinderwangen erzittern ließ. Auf der anderen Seite der Lichtung schrie die noch halb schlaftrunkene Lila auf.

»Das ist nicht gerade schmeichelhaft«, sagte Fred zu Max, aber dann fiel ihm wieder ein, dass er durchaus verstörend aussah, so voller Blut und Ruß, wie er war.

Der Junge schrie weiter, er holte kaum Luft.

Lila sprang auf. »Max!«, rief sie. »Was hast du?«

Zucker, dachte Fred. Wenn jemand unter Schock stand, gab man ihm Zucker, denn der beruhigte. »Möchtest du einen Bonbon?« Er hatte noch ein paar Pfefferminzbonbons dabei. »Bitte hör auf zu schreien!« Fred griff in die Hosentasche, um die Bonbons herauszuholen.

Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, war sie feucht: Er hatte einen Schnitt am Oberschenkel und das Blut in seiner Hosentasche war noch nicht ganz trocken. Die Bonbons waren über Nacht darin mariniert worden. Er zog eine Grimasse und schob sich einen in den Mund. Sie schmeckten

nicht unbedingt besser, aber der Zucker regte seinen Kreislauf an.

»Willst du einen?« Fred spuckte auf sein Hemd und wischte einen der Bonbons sauber. »Ist Pfefferminz.«

»Nein! Ich hasse Pfefferminz!«, erwiderte Max.

»Die Bonbons sind mein einziger Proviant.«

»Oh. Dann nehme ich einen«, sagte Max wie ein Lord, der das Brot eines Leibeigenen akzeptiert.

»Bitte«, sagte Fred und drückte den Bonbon in die klebrige Hand des Jungen. »Möglichst lange lutschen.«

Max lutschte lautstark. Seine Nase begann zu laufen, der Schnodder zog sich an seinen Lippen vorbei bis auf das Kinn.

»Max!«, rief Lila. »Komm her!«

»Geh schon«, sagte Fred. Der Junge lutschte hoch konzentriert, die Stirn in Falten gelegt. Er wirkte sehr zerbrechlich. Fred spürte, wie es ihm die Brust zusammenschnürte, doch er sagte nur: »Du solltest dich mal ausschnupfen.«

»Tue ich nie«, meinte Max. Sie humpelten zusammen zu Lila. »Das mag ich nicht.«

»Solltest du aber tun.«

»Nein!« Max leckte Schnodder von der Oberlippe, vielleicht als Würze für den Pfefferminzbonbon.

Mit Fünfjährigen lässt sich nicht diskutieren, dachte Fred. Max hatte einen verkrusteten Streifen Dreck auf der Wange und seine Augenbrauen bogen sich an den Enden nach oben. Das verlieh ihm etwas Spitzbübisches.

Fred hakte einen Finger in Max' Hemdkragen, um ihn an den Dornen und an etwas vorbeizusteuern, das an Ka-

ninchenkot erinnerte. Der Boden war moosig, stellenweise wuchsen Gras und Rankenpflanzen. Die Blüten eines Baumes bedeckten den Waldboden wie ein scharlachroter Teppich.

Lila und Con, die im grellen Sonnenschein zwischen den Blumen saßen, diskutierten heftig miteinander.

»He, Junge! Wie heißt du? Fred?«, rief Con. »Komm mal her und sag diesem Mädchen, dass sie total falschliegt.«

»Sie glaubt ...«, begann Lila und wurde rot.

»Ich finde es am besten, zum Flugzeug zurückzugehen und dort zu warten«, sagte Con. »Damit man uns von oben sieht. Damit wir gerettet werden können.«

»Ich finde es sinnvoller, hierzubleiben«, widersprach Lila, die ihre Knie unter das Kinn gezogen hatte. »Wir würden uns nur verlaufen, wenn wir zurückgehen wollen. Und ich bezweifele, dass man das Flugzeug aus der Luft sehen kann. Niemand kennt die Absturzstelle. Man müsste den ganzen Urwald nach uns absuchen. Wir sind auf uns allein gestellt.« Sie richtete ihren Blick auf eine Pflanze, die an einen Löwenzahn erinnerte. »Wir müssen selbst zusehen, wie wir nach Manaus kommen«, sagte sie entschlossen.

Fred betrachtete das Mädchen genauer. Sie hatte eine Schramme auf einer Seite ihres schmalen Gesichts, ihre Haare waren zu zwei Zöpfen geflochten. Einer davon war beim Absturz versengt worden. Ihr purpurroter Rock und das blutrote Top hatten graugüne Flecken. Sie schien in seinem Alter zu sein und sie sah Con grimmig an.

Con hielt ihrem Blick stand. »Das ist doch verrückt. Wir müssen in der Nähe des Flugzeugs bleiben und auf Rettung

warten. Meine Familie hat sicher schon Dutzende von Flugzeugen auf die Suche geschickt. Wahrscheinlich sogar hundert.«

»Aber«, wandte Lila ein, »rings um die Absturzstelle hat es gebrannt. Die Hälfte der Bäume ist verkohlt, es gibt da keine Tiere mehr ...«

»Wir brauchen keine Tiere als Freunde!«, blaffte Con. »Glaubst du, wir sind im Märchen, oder was?«

»... die wir essen könnten«, beschloss Lila ihren Satz. »Außerdem ist er noch dort.«

»Wer?«, fragte Con.

»Der Pilot.«

»Der Mann ist tot«, sagte Con, die ehrlich verwirrt wirkte. »Er kann uns nichts anhaben.«

Lila sprach sehr leise, aber überraschend entschieden, wie Fred fand. »Wir sollten hierbleiben.«

»Nein!«, sagte Con. »Das ist total unlogisch.«

»Fred?«, meinte Lila. »Deine Stimme entscheidet.«

»Oh, nein!«, zischte Con. »Das ist unfair. Die Entscheidung darf nicht nur von einer Person abhängen!« Sie musterte Fred mit einem strengen Blick von Kopf bis Fuß. »Außer er ist meiner Meinung.«

Fred sah sich wieder auf der Lichtung um. Die Luft war frisch, der Himmel von einem Blau, das es in England nicht gab. Er wollte gerade antworten, als er am fernen Rand der Lichtung, wo der Urwald dichter war, vier schräg stehende Bäume sah, deren Spitzen aneinanderlehnten, ein Anblick, bei dem sich seine Nackenhaare sträubten.